

Soziopragmatische Sprachgeschichtsforschung zum (Mittel-)Neuhochdeutschen: Das 19. Jahrhundert als Wendepunkt der deutschen Sprachgeschichte

Stephan ELSPAß

1. Bisherige Vorstellungen von der neuhochdeutschen Sprachperiode — und der Stellung des 19. Jahrhunderts darin

Es dürfte Einvernehmen darüber herrschen, dass das, was in der deutschen Sprachgeschichtsschreibung als ‚das Neuhochdeutsche‘ bezeichnet wird, lediglich ein Konstrukt ist (wie auch ‚das Althochdeutsche‘ oder ‚das Mittelhochdeutsche‘ Konstrukte sind). Bis in die letzten Jahrzehnte hinein war durchaus umstritten, ab wann das eigentliche ‚Neuhochdeutsche‘ anzusetzen sei. Lange galt die alte Sprachperiodisierung von JACOB GRIMM, der den Beginn des Neuhochdeutschen noch um 1500 (bzw. 1450) ansetzte.¹⁾ Die heute übliche Einteilung von SCHERER ([1890] 2001, 109) in vier Epochen, in der er das Neuhochdeutsche erst um 1650 beginnen lässt, konnte sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s durchsetzen. Das hat freilich nicht sofort ein Interesse am Neuhochdeutschen als einer untersuchungswürdigen Sprachperiode ausgelöst. Wie die übliche Vorstellung vom Nhd. war, hat MATTHEIER (1994: 551) wie folgt paraphrasiert:

„Mit dem Wirken der großen Grammatiker des 18. und der Dichter des 19. Jahrhunderts ist die einheitliche deutsche Literatursprache, das Ziel der Spracharbeit der vergangenen Jahrhunderte, erreicht.“ (MATTHEIER 1994: 551)

Diese Ansicht war bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jh.s Konsens. Und dieser Konsens legte neben dem traditionellen Gegenstand der deutschen Sprachgeschichte vor allem die Blickrichtung auf die Sprachgeschichte fest. Das kann man leicht nachweisen, indem man sich nur einige ältere Überblickswerke über die deutsche Sprachgeschichte anschaut. Schon die Durchsicht der Inhaltsverzeichnisse lässt verschiedene Schlüsse zu:

1) So findet sich etwa in der „Geschichte der deutschen Sprache“ von MOSER (1969) noch die alte Dreiteilung.

a) Die älteren Sprachgeschichten behandelten vor allem ältere Sprachstufen wie das Voralthochdeutsche, das Althochdeutsche usw.²⁾ Die neuere Zeit fand oft nur bis zur Zeit der Weimarer Klassiker Berücksichtigung. Ausführungen zum 19. und 20. Jh. sind in den älteren sprachgeschichtlichen Handbüchern vergleichsweise spärlich.³⁾

b) Darüber hinaus wurden — auch noch in einigen neueren Werken wie EGGERS (1986) oder WOLFF (2004) — die Gegenstände der Sprachgeschichtsforschung überwiegend an der ‚hohen‘ Sprache der belletristischen Literatur gemessen; selbst die Kapitelüberschriften lehnen sich oft an einzelne Werke oder Epochen der Literatur an.⁴⁾ Hinweise auf die Rolle der vielfältigen Gebrauchstexte in der neueren Sprachgeschichte oder gar auf Varietäten jenseits der Literatursprache sucht man dagegen vergeblich.⁵⁾

c) Auffällig ist zudem, dass traditionelle Sprachgeschichten dazu neigten, „führende Persönlichkeiten“, wie es bei BACH (1970: § 184) heißt, insbesondere LUTHER, GOTTSCHED, ADELUNG, oder kleine personale Netzwerke hervorzuheben, vor allem die barocken Sprachgesellschaften.

d) Ein Schwerpunkt der älteren, zum Teil aber auch noch der neueren Sprachgeschichten liegt auf der Herausbildung einer „Gemeinsprache“, wie BACH (1970: § 184) sie nannte, bzw. auf der „Spracheinheit“, wie es bei EGGERS (1986: Nhd.,

2) So verfährt auch noch SCHMID (2009) in seiner neuen Einführung in die deutsche Sprachgeschichte, hier allerdings mit dem Hinweis auf praktische Erwägungen der Darstellung und mit explizitem Verweis auf die Sprachgeschichte von VON POLENZ (1994ff.), die die neuere Zeit abdecke.

3) KLUGE (1920) handelte die „neuhochdeutsche Schriftsprache“ (und nur die Schriftsprache!) noch auf lediglich 10 von 341 Seiten ab.

4) Exemplarisch dafür WOLFF (2004) im Kap. „6. Die neuhochdeutsche Zeit“: „6.2 Deutsche Sprache von ca. 1650 bis ca. 1770: *Barock und Aufklärung*“, „6.3 Deutsche Sprache von ca. 1770 bis ca. 1830: *Klassik und Romantik*“, „6.4 Deutsche Sprache von ca. 1830 bis ca. 1920: *Bürgerkultur und Realismus*“, „6.5 Deutsche Sprache ca. 1920 bis zur Gegenwart: *Zwischen Tradition und Trend*“. [Hervorhebungen von mir, S. E.] Die hervorgehobene Rolle der Literatursprache, die nach heutigem linguistischem Verständnis eigentlich nur ein besonders kultivierter Funktiolekt ist, spiegelt sich bis heute in wichtigen historischen Grammatiken wider, so zum Beispiel in der Mittelhochdeutschen Grammatik von PAUL / WIEHL / GROSSE, aber auch noch in Gegenwartsgrammatiken wie denen von ERBEN, WEINRICH und auch noch in der DUDEN-Grammatik bis zur 6. Auflage von 1998, die in großen Teilen auf Auswertungen und Belegmaterial der Literatursprache beruhen; Ähnliches gilt für Wörterbücher, wie z. B. das Deutsche Wörterbuch der GRIMM-Brüder.

5) Eine Ausnahme bildete hier zuweilen noch die Berücksichtigung der Mundartforschung, wie etwa bei BACH (1970). Gerade die historischen Grammatiken hatten ja ihr besonderes Augenmerk auf die modernen Dialekte gerichtet, da man in ihnen Reliktformen älterer Sprachzustände sah bzw. die Gliederung der Dialekte zur Rekonstruktion von Sprachentwicklungen herangezogen wurde.

Kap. V) heißt. Dazu werde ich weiter unten noch kommen.

Wenn man sich nun vor Augen führt, was *nicht* in den Sprachgeschichten steht, dann muss man für die ganz alten Sprachgeschichten ein weitgehendes Desinteresse an der neueren Zeit konstatieren und auch noch in neueren Werken ein Desinteresse an Fragen, die eben nichts mit der Herausbildung einer Einheitlichkeit auf der Ebene der Literatursprache zu tun hatten.

Die Revue bisheriger sprachhistoriographischen Sichtweisen beende ich mit einem kurzen Blick auf das Drei-Phasen-Modell des Neuhochdeutschen von BESCH (1988: 203, 2003 u. ö.), der damit die Ausformung der Schriftsprache im Deutschen seit Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jhs beschreiben wollte. Demnach sei auf eine „Phase der Grundlegung einer überregionalen Schriftsprache im 16. Jahrhundert“ eine „Phase des Ausbaus von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts“ gefolgt. „Grundleger“ sei insbesondere LUTHER gewesen, als Ausbauer gälten vor allem die Sprachgesellschaften, GOTTSCHED und ADELUNG. Die dritte Phase, die er die „Phase der abschließenden Bereinigung“ nannte, datierte BESCH in die zweite Hälfte des 18. Jhs. Erst in dieser Zeit hätten sich die süddeutschen Territorien — nach Aufgabe der alten oberdeutschen Schreibsprachtradition — der hochdeutschen Schriftsprache angeschlossen.⁶⁾ Am Ende des 18. Jhs. könne man „von einer einheitlichen deutschen Schriftsprache ausgehen“ (BESCH 1988: 202). An anderer Stelle ergänzte er:

„Die Schriftsprache gilt nunmehr als überkonfessioneller Besitz. Sie ist würdiges Instrument für Wissenschaft und Dichtung. Das sprachliche Feld für die Deutsche Klassik ist bereitet.“ (BESCH 1993: 136)

Derartige Formulierungen waren noch fundamental von einer teleologischen Sicht auf die Sprachgeschichte geprägt: Nach dieser Sichtweise hätten alle sprachhistorischen Entwicklungen ein Ziel gehabt, nämlich die Entwicklung der überregionalen Schriftsprache, die heute von allen Angehörigen der Sprachbevölkerung als Standardsprache anerkannt ist. Als Höhe- und Endpunkt präsentierten solche Modelle aber zunächst einmal nicht die heutige Standardsprache, sondern die Deutsche Klassik. Sie waren lange das Maß der Dinge in der deutschen Schriftsprache, was bis heute tief im kollektiven Gedächtnis der Deutschen verankert ist. Tatsächlich ist es aber so, dass Klassiker-Texte heute nicht mehr ohne Weiteres, d. h. ohne Überführung von Fraktur- in Antiqua-Schrift und ohne genaue Übersetzung in gegenwartssprachliches Deutsch, lesbar (und ver-

6) BESCH (2003, 2279), nach REIFFENSTEIN und WIESINGER. Für WIESINGER (1990, 410f.) wäre das freilich ein Argument dafür, den Beginn der neuhochdeutschen Epoche im oberdeutschen Raum erst um 1750/60 anzusetzen.

stehbar) sind, selbst für Studierende der Germanistik nicht.⁷⁾

Nach der traditionellen Vorstellung von der Deutschen Klassik als Gipfel und Abschluss der Ausformung der Schriftsprache spielte das 19. Jh. in der traditionellen deutschen Sprachgeschichte keine größere Rolle — oder es fand überhaupt erst gar keine Erwähnung. Ironischerweise ist es aber gerade dieses 19. Jh., in dem solche teleologischen Vorstellungen von Sprachgeschichte überhaupt erst in großem Stile kultiviert wurden und in dem die heutige Standardspracheneideologie erst aufkam. Denn wie in den meisten europäischen Nationalstaaten ist die Vorstellung von einer nationalen ‚Einheitssprache‘ ein Kind des ‚Jahrhunderts der Nationalstaaten‘. Die Verknüpfung von Sprache und Nation — und in diesem Zusammenhang auch zwischen Nation und ihrer ‚Nationalliteratur‘ — ist besonders seit der Zeit der französischen Revolution ideologisiert und im Sinne der Konstruktion nationaler Identität instrumentalisiert worden (vgl. COULMAS 1985: 41ff.). An die einigende Kraft von Nationalsprache und Nationalliteratur wurden besonders in Deutschland hohe Erwartungen geknüpft, wie sich schon aus JACOB GRIMMS rhetorischer Frage in seinem Vorwort zum DWB schließen lässt: „was haben wir denn gemeinsames als unsere sprache und literatur?“ (GRIMM in DWB 1854ff.: III).⁸⁾

2. Veränderte Paradigmen der historischen Sprachwissenschaft

In der jüngeren Forschung hat man sich mit dem Bild, wie es etwa BACH, MOSER oder auch BESCH (in früheren Aufsätzen) noch zeichneten, nicht mehr zufrieden gegeben. Man könnte hier sogar von einem regelrechten ‚Paradigmenwechsel‘ sprechen. Allerdings löste hier nicht einfach ein Paradigma ein anderes ab. Angesichts der ideologischen Last, die die Sprachgeschichtsforschung bis weit in die 2. Hälfte des 20. Jhs. mit sich schleppte (REICHMANN 2001: 533), kann man ermesen, wie schwierig sich ein Neuanfang gestaltete. Eine Zeitlang — vor allem in den 1970er-Jahren — sah es sogar so aus, als würde der Neuanfang darin bestehen, dass man die Sprachgeschichtsforschung ganz abschüttelte. Dazu ist es aber (zum Glück) nicht gekommen.

Vielmehr hat es veränderte Erkenntnisinteressen in der Sprachgeschichtsforschung gegeben, die in gewisser Weise in dem zusammenliefen, was man mit VON POLENZ als soziopragmatische Sprachgeschichtsforschung bezeichnen kann.

7) Vgl. stellvertretend für die Diskussion um die Lesbarkeit von Klassikern im Schulunterricht WILCZEK (2004). Dass auch *Studierende* der Germanistik Schwierigkeiten bei der Lektüre von Originaltexten der Klassiker haben, erlaube ich mir aufgrund eigener Lehrerfahrungen zu behaupten.

8) Zum engen Zusammenhang der Nationalphilologie und der Muttersprache eines Volkes bei Grimm vgl. SHIMIZU (2001).

Diese Forschungsrichtung hat seit den späten 1970er-Jahren zu verschiedenen Konferenzen angeregt und Sammelbände zum Neuhochdeutschen hervorgebracht, zum Teil auch speziell zum 19. Jh.,⁹⁾ sowie ihre nachdrücklichste Manifestation in VON POLENZ' dreibändiger Sprachgeschichte „vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart“ gefunden (1994ff.). Motiv und Ziel dieser Richtung ist es, Entwicklungen der Sprache wieder stärker an ihre im Benutzerinnen und Benutzer zurückzubinden (VON POLENZ 2000: 13ff.) bzw. nach den einzelnen „Tätern“ und „Täterinnen“ und den Motivationen ihres Handelns“ in der Sprachgeschichte zu fragen (LINKE 1996: 17). Diese Forschungsrichtung ist, wenn man so will, eine zutiefst anthropologische. Der Terminus ‚soziopragmatisch‘ „benennt genau die beiden linguistischen Teildisziplinen, die hauptsächlich zur Herausbildung der neuen Sprachgeschichte beigetragen haben, nämlich Soziolinguistik und Pragmatik“ (HERMANN 2001: 597). Es wird damit ganz deutlich zum Ausdruck gebracht, dass Veränderungen in der Sprache nicht von Veränderungen in der Sprachgemeinschaft zu lösen sind — ja, dass sie geradezu Veränderungen in der Gesellschaft und damit in der Geschichte widerspiegeln.

Eine teleologische Sichtweise auf Sprachgeschichte, wie sie in älteren Sprachgeschichten hervortrat, ist dagegen eine zutiefst idealistische — und aus heutiger sprachpragmatischer und sprachsoziologischer Perspektive freilich unrealistische. Das haben insbesondere moderne Sprachwandeltheorien gezeigt: Eine Sprache hat in ihrer Entwicklung kein Ziel, weil die Sprecherinnen und Sprecher mit ihren Sprachhandlungen immer nur aktuelle Ziele haben, keine langfristigen. Sofern Sprachwandel nicht geplant ist — und dieser Fall begegnet, abgesehen von gezielten sprachpolitischen Maßnahmen (s. etwa Abschnitt 4), äußerst selten —, ist Sprachwandel einfach die Folge von kumulativen sprachlichen Einzelhandlungen, wie es etwa KELLER (1994: 125) in seiner Sprachwandeltheorie darzustellen versucht.

Eine nicht idealistische, sondern realistische Sprachgeschichtsschreibung versucht hingegen, nicht nur die Literatursprache und überhaupt nicht nur die hohe Schriftkultur zu ergründen, sondern sie bemüht sich auch um ein Gesamtbild der Sprachverhältnisse, und zwar nicht nur in der Schriftlichkeit, sondern auch in der Mündlichkeit. Sie versucht nicht nur, die Hauptstraße zur heutigen Standardsprache zu rekonstruieren, sondern auch die vielen Umwege dahin, aber auch die Nebenpfade, die zu anderen Varietäten der Nationalsprache führen, und selbst die Sackgassen. Dieses neue Interesse an einer realistischen Sprach-

9) Vgl. etwa GARDT / MATTHEIER / REICHMANN (1995), CHERUBIM / JAKOB / LINKE (2002), speziell zum 19. Jh. CHERUBIM / MATTHEIER (1989), WIMMER (1991), CHERUBIM / GROSSE / MATTHEIER (1998) oder auch Monographien wie die von CORNELISSEN (1986), SCHIKORSKY (1990) und LINKE (1996).

geschichtsforschung ist nicht auf Deutschland beschränkt und keine germanistische Sonderentwicklung, vgl. etwa WATTS und TRUDGILL (2002) für das Englische oder VAN DER WAL (2006) für das Niederländische.

Wenn man fragt, warum eine ganz bestimmte Varietät des Deutschen zur Leitvarietät geworden ist, dann muss man auch fragen, warum andere es nicht geworden sind (bzw. was aus diesen geworden ist). Umgekehrt wäre es interessant zu erfahren, aus welchen Gründen diese und nicht andere Varianten von den Schreibern und Sprechern des Deutschen bevorzugt wurden.¹⁰⁾ Und schließlich muss man auch die Frage stellen, warum ganz bestimmte Varianten, die nicht als Teil der Leitvarietät angesehen wurden, sich so hartnäckig im Sprachgebrauch gehalten haben, dass sie nun allmählich in die Standardsprache vordringen.

Die traditionelle Sprachgeschichtsschreibung war, wie bereits angesprochen, auch immer eine, die herausragende Persönlichkeiten der Geschichte in den Vordergrund stellte und deren Beitrag zur Herausbildung der Schriftsprache beleuchten wollte. Es wurde stets auch der Beitrag bestimmter Grammatiker thematisiert. Was man aber früher kaum untersuchte, war die Frage, ob sich ein entsprechender Einfluss solcher Persönlichkeiten überhaupt nachweisen lässt. Schließlich entscheidet über den tatsächlichen Beitrag der Grammatiker an Normierungsprozessen nicht allein die Güte ihrer grammatischen Modelle und Ideen, sondern vielmehr ihre Rezeption. Um die akribische Untersuchung solcher Fragestellungen hat sich in den letzten anderthalb Jahrzehnten insbesondere die ‚Auslandsgermanistik‘ verdient gemacht. Stellvertretend für diese jüngere Forschungsrichtung seien die Monographien von KONOPKA (1996), TAKADA (1998) und LANGER (2001) genannt.

Schließlich hat man sich in der neueren Sprachgeschichtsforschung auch nicht mehr mit einer Untersuchung der kanonisierten sprachhistorischen Quellen zufriedengegeben. Vielmehr wurden nun auch Quellen herangezogen, für die man sich früher entweder nicht interessierte, da ihnen die nötige Dignität abgesprochen wurde, oder von denen man früher zum Teil gar nicht wusste, dass sie existierten. Wenn wir etwa das hehre Bild, das früher von der deutschen Sprache SCHILLERS und GOETHES gezeichnet wurde, korrigieren wollen, dann brauchen wir uns gar nicht so weit von den beiden Titanen der Deutschen Klassik zu entfernen und den nur scheinbar sicheren Pfad der gedruckten Sprache zu verlassen. So sind etwa die Briefe der DOROTHEA SCHILLER an ihren Sohn

10) Das sind Fragen, die schon WEINRICH / LABOV / HERZOG (1968: 102) als „actuation problem“ diskutierten oder die etwa MILROY (1992: 21) mit den Herausforderungen einer genauen Wettervorhersage verglich.

für die Schreibfähigkeiten der Mehrheit des alphabetisierten Teils der Bevölkerung am Ende des 18. Jh.s möglicherweise repräsentativer als die Briefe SCHILLERS.¹¹⁾ Ähnliches möchte ich behaupten für die Briefe von AuswandererInnen und ihren Angehörigen, die die Textbasis für meine Untersuchung zu einer „Sprachgeschichte von unten“ (ELSPAB 2005) am Beispiel des 19. Jh.s bildeten.

Ich fasse diesen Abschnitt kurz zusammen. Als Motivationen für eine Veränderung der Entwicklungen in der historischen Sprachwissenschaft haben sich erwiesen:

- (1) die Verknüpfung von Fragestellungen der Soziolinguistik und der Pragmatik mit sprachhistorischen Fragestellungen,
- (2) neuere Sprachwandeltheorien, die im Wesentlichen Sprachhandlungstheorien sind,
- (3) ein Interesse für eine Sprachrealität, die das gesamte Varietätengefüge und die Wechselwirkungen zwischen den Varietäten in den Blick nimmt (Näheres dazu in Abschnitt 3),
- (4) ein gewisses Misstrauen gegenüber der Sichtweise, dass die Entwicklung der Sprachgeschichte im Wesentlichen von wenigen Persönlichkeiten bestimmt sei,
- (5) und schließlich eine grundsätzliche Wertschätzung aller überlieferten Textquellen sowie einem daraus folgenden Interesse auch an bisher kaum oder nicht bekannten, auch und gerade handschriftlichen Quellen.

Welche konkrete neue Sichtweise sich daraus für die Geschichte des Neuhochdeutschen ergeben hat, erläutere ich kurz im nächsten Abschnitt, bevor ich konkret auf das 19. Jh. zu sprechen komme.

3. Neue Perspektiven auf das Neuhochdeutsche

Mochte die nhd. Sprachperiode früheren Generationen von SprachgeschichtsforscherInnen, die sich in erster Linie auf die älteren Sprachstufen konzentrierten, uninteressant erscheinen, so hat die nhd. Sprachperiode in meinen Augen gerade in sprachsoziologischer Sicht doch ein vielfach spannenderes Szenario zu bieten als etwa die ahd. oder die mhd. Die „Variabilitäten, Gegensätzlichkeiten, Spannungen und Ungleichzeitigkeiten“, die VON POLENZ (2000: 13)¹²⁾ am Anfang

11) Vgl. zur Sprache dieser Briefe die Untersuchungen von RUSS (1992, 1998, 2002).

12) „Anstelle früherer Neigungen, mit Sprachgeschichte vor allem ‚Einheitlichkeit‘ und ‚Denkmalhaftigkeit‘ von Sprache und ‚Sprachgemeinschaft‘ darzustellen, stehen heute eher Variabilitäten, Gegensätzlichkeiten, Spannungen und Ungleichzeitigkeiten im Vordergrund des Interesses [...]“

seiner Sprachgeschichte als Interessenschwerpunkt einer neuen Sprachgeschichte ausmacht, entstehen im Nhd. gerade durch die großen Umschichtungen des Varietätengefüges. REICHMANN (2003) hat dies als Vertikalisierung des Varietätenspektrums beschrieben. Demnach sei bis zum beginnenden 16. Jh. das Spektrum der Varietäten des Deutschen horizontal-polyzentrisch organisiert gewesen, es habe also ein Nebeneinander von Dialekten bzw. landschaftlichen Schreibsprachen und anderen Varietäten vorgelegen. Spätestens mit der Herausbildung einer überregionalen schriftsprachlichen Varietät (auf ostmitteldeutsch-nordoberdeutscher Grundlage) sei es dann zu einer Umschichtung in eine vertikal-monozentrische Organisation gekommen: Die neue ‚Leitvarietät‘, nämlich die nhd. Schriftsprache, habe eine Neubewertung anderer Varietäten zur Folge gehabt, und zwar in der Weise, dass alle anderen Varietäten an dieser neuen Leitvarietät gemessen wurden (ebd.: 38ff.).¹³⁾

Ab dem 17. Jh. nehmen Nennungen von Sprachvorbildern, Bewertungen von ‚gutem‘ und ‚schlechtem‘ Sprachgebrauch zu. Immer mehr wurden das Meißnische oder das Schlesische, die Sprache Luthers, die Kanzleisprachen als musterhaft genannt, immer häufiger wurden Dialekte als ‚pöbelhaft‘, ‚bäurisch‘, als minderwertig bewertet (vgl. die Übersichten in KÖNIG 2007: 101). Es entstehen Diglossie-Situationen: Die Schere zwischen hoher Schriftsprache und gesprochenen Dialekten ging mehr und mehr auseinander. Doch aus der Spannung zwischen geschriebener Schriftsprache und gesprochenem Dialekt entstanden auch neue Varietäten — etwa dadurch, dass Menschen ihre gesprochene Sprache der Schriftsprache anzunähern versuchten oder auch dadurch, dass sich aus den Dialekten ‚regionale Umgangssprachen‘ herausbildeten, die eine mündliche Verständigung auch unter Sprechern innerhalb größerer Regionen zuließen.

Des Weiteren entstanden neue Textsorten (SCHILDT 1990), und es bildeten sich in der Kommunikation neue Sprachlagen heraus, die wir mit einem Begriff aus der Soziolinguistik ‚Register‘ nennen können und die sich zwischen einem eher informellen, alltagssprachlichen und einem eher formellen, hochsprachlichen Pol bewegen. Sie sind zwischen ‚Mündlichkeit‘ und ‚Schriftlichkeit‘ anzusiedeln, lassen sich aber nicht eindeutig dem geschriebenen oder gesprochenen Medium zuordnen. In der Terminologie beziehe ich mich hier auf das Nähe-Distanz-Modell, das die Romanisten KOCH und OESTERREICHER (1985, 1994) entwickelten. Es unterscheidet hinsichtlich der Natur sprachlicher Äußerungen grundsätzlich zwischen dem Aspekt des Mediums und dem Aspekt der Konzeption. Unter dem Aspekt des Mediums lässt sich allein zwischen ‚geschrieben‘ und ‚gesprochen‘ unterscheiden — etwas Drittes gibt es nicht. Die Konzeption dagegen ist unbe-

13) Vgl. aber kritisch dazu BESCH (2007).

dingt als Kontinuum zu denken (KOCH / OESTERREICHER 2007: 248); hier gibt es kein Entweder-Oder, sondern nur ein Mehr oder Weniger an nächsprachlicher oder distanzsprachlicher Ausprägung. Und diese Ausprägung ist von universalen Kommunikationsbedingungen, wie zum Beispiel dem Vertrautheitsgrad der Kommunikationspartner, dem Grad der Spontaneität ihrer Äußerungen, dem Grad der Privatheit bzw. Öffentlichkeit der Äußerung u. a., abhängig. (Deshalb ist ein monologischer wissenschaftlicher Text i. d. R. auch dann noch distanzsprachlich, wenn er medial mündlich vorgetragen wird; und deshalb ist ein privater Brief normalerweise nächsprachlich konzipiert — ungeachtet der Tatsache, dass es sich um einen geschriebenen Text handelt.) Das Nähe-Distanz-Kontinuum steht nach KOCH / OESTERREICHER (1994: 588) „für anthropologisch begründbare, universale Kommunikationshaltungen“.

In der traditionellen Sprachgeschichtsforschung des Nhd. hat man sich nun im Wesentlichen nur für den kleinen Ausschnitt der nhd. Schriftsprache am Distanzpol des Nähe-Distanz-Spektrums, der Hochsprache, interessiert. Der ganze übrige Bereich, besonders der nächsprachliche, wurde praktisch vernachlässigt, so dass ein Blick auf den größten Teil der Sprachwirklichkeit verwehrt blieb. Doch das ist kein reines Quellenproblem, denn es ist durchaus möglich, in den überlieferten Textquellen auf diesen Bereich der Alltagssprache bzw. Nächstsprache zuzugreifen — wenn auch nur auf solche im geschriebenen Medium, da wir keine Aufnahmen des gesprochenen Deutsch aus der Zeit besitzen. Man kann also sehr wohl historische Alltagssprache anhand authentischer Quellen fassen, und zwar über typisch nächsprachliche Texte, wie zum Beispiel Privatbriefe, Tagebücher, private Chroniken u. ä. (vgl. ELSPAB i. Dr.).

Diese neue Perspektive machen sich etwa ÁGEL und HENNIG zunutze, die an einer Sprachstufengrammatik des ‚Neuhochdeutschen‘ (in der Reihe „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte“) arbeiten. Das Besondere an ihr wird sein, dass sie dezidiert vom historischen Nähepol aus konzipiert ist. Dazu hat die Arbeitsgruppe möglichst ‚nächstsprachlich‘ Texte aus dreieinhalb Jahrhunderten zusammengestellt. Voraussetzung für die Textauswahl war eine Weiterentwicklung des Nähe- / Distanz-Modells von KOCH und OESTERREICHER und die Erarbeitung eines Verfahrens, das eine Operationalisierung des ‚Nähegrads‘ der Sprache aus den Texten heraus erlaubt (vgl. ÁGEL / HENNIG 2006).

Warum soll es auf einmal so wichtig sein, die historische Alltagssprache oder Nächstsprache des Neuhochdeutschen zu erforschen? Die Antwort ist: Sie repräsentiert genau die Sprachlage, die am ehesten die natürlichen Entwicklungen der deutschen Sprache in der Neuzeit fortführt. Aber wäre es auch möglich, zu sagen, was die natürliche Entwicklung gewesen wäre? Man kann es zumindest erahnen — wenn man etwa, wie es TIMM (1986) getan hat, die Entwicklung des Deutschen mit der des Jiddischen kontrastiert. Das Jiddische war dem Deutschen

bis ins 15. Jh. in Syntax, Formenbau und Lautstand „recht ähnlich“, hat sich dann aber weitgehend unabhängig von den regionalen Schreibdialekten und später dem überregionalen Schriftdeutschen weiterentwickelt. Kennzeichen des Jiddischen wurden etwa eine geringere Ausnutzung der Hypotaxe, eine größere Ausnutzung der Ausklammerung, weitere Vereinfachungen im Formensystem, die konsequente Fortführung von Apokope und Entrundung u. a. Diese ‚natürlichen‘ Entwicklungen sind in der nhd. Schriftsprache (als Distanzsprache) entweder nicht oder nicht in diesem Maße weitergeführt worden — bzw. wie im Fall der *e*-Apokope sogar rückgängig gemacht worden. Am Ende bleibt, wie TIMM es zusammenfasste, „die erklärungsbedürftige Seite die deutsche Schriftsprache“, und sie betonte ausdrücklich, dass „die Erklärung essentiell eine sozialgeschichtliche sein muß“ (ebd.: 19).

Der bisher in den Sprachgeschichten aufgezeigte Weg zur heutigen Standardsprache ist also keineswegs ein normaler, zwangsläufig in irgendeiner Teleologie angelegter Weg, sondern er ist ein unter den Vorzeichen des schriftkulturellen Ausbaus erfolgreicher hochartifiziieller Sonderweg.¹⁴⁾ Die Notwendigkeit einer genauen Erforschung der historischen Nähesprache ergibt sich schon daraus, dass gegenwärtige Entwicklungstendenzen des Deutschen für gewöhnlich ihren Anfang in der gesprochenen Nähesprache der Gegenwart nehmen. Das heißt aber auch: Um Tendenzen bestimmter sprachlicher Strukturen in der Gegenwartssprache adäquat erklären zu können, ist es nach dem „Prinzip der Viabilität“, wie es ÄGEL (2001) formulierte, notwendig, die Geschichte dieser Strukturen genau zu erforschen, denn:

Jede linguistische Beschreibung (bzw. Erklärung) muss mit der Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte des zu beschreibenden (bzw. zu erklärenden) Phänomens konform sein. Bezogen auf grammatische Strukturen: Die Beschreibung (bzw. Erklärung) einer aktuellen Struktur ist viabel, wenn sie sich in die Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte der Struktur fügt. (ÄGEL 2001: 319)

Anders gesagt: Erst eine Aufdeckung der ‚natürlichen‘ Verhältnisse und Tendenzen in der historischen Alltagssprache und ihre Trennung von den Sonderwegen, etwa den zum Teil rückschrittlichen Sprachmoden (bildungs-)bürgerlicher

14) Wie stark das Ausmaß des Artifiziiellen war, zeigt ja sehr deutlich die Geschichte der Aussprache: Die als ‚Standardaussprache‘ deklarierte Orthoepie des Deutschen ist im Grunde historisch zurückzuführen auf die Aussprache des geschriebenen Hochdeutschen durch Nichtmuttersprachler des Hochdeutschen, nämlich gebürtige Niederdeutsche. Und die Normierung der Aussprache begann — am Ende des 19. Jahrhunderts — in einer von maßgeblichen Norddeutschen besetzten Siebs-Kommission.

Prägung (vgl. GROSSE 1998)¹⁵), vermag zu einer Beschreibung und Erklärung von Tendenzen der Gegenwartssprache beizutragen. Nach ÁGELS „Prinzipien der (dynamischen) Grammatik“ (ÁGEL 2003: 11) bedarf es dazu als erstes einer Überwindung eines durch eine „literalisierte und ‚kognitivierte‘ Einstellung zum Sprechen“ geprägten symbolgrammatischen Denkens und stattdessen einer Hinwendung zu einem „oral-konnektionistisch geprägte[n] *kontextgrammatische[n]* Denken“ (ebd.: 13). Ich sehe darin eine der größten Herausforderungen für die zukünftige historische Grammatik überhaupt.

Was läge nun näher, als zunächst einmal in die unmittelbare Vorgeschichte der Gegenwartssprache zu schauen, in das Jahrhundert, das dem standardisierenden 20. Jh. direkt vorausgeht? Diesbezüglich verdienen gerade diejenigen historischen Vorläufer heutiger Strukturen besondere Aufmerksamkeit, die möglicherweise unter der „über so lange Zeit geglättete einheitliche Oberfläche der Schriftsprache“ existierten und sich weiter entwickelt haben (vgl. SCHMIDT 2002: 322).

Um solche verschütteten Strukturen entdecken zu können, braucht es freilich den Blick ‚von unten‘ (ELSPAB 2005). ‚Von unten‘ heißt dabei zweierlei: Erstens geht es um die Geschichte einer Sprache in ihrem Gebrauch, wie er sich aus der Perspektive des Großteils der Sprachbenutzer darstellt. (Im 19. Jh. etwa gehörte der übergroße Teil, nämlich ca. 95% der Bevölkerung, der Unter- und unteren Mittelschicht an.) Damit ist aber nicht einfach nur eine ‚Sprachgeschichte der einfachen Leute‘ gemeint (wie etwa bei SCHIKORSKY 1990). Denn es geht zweitens auch darum, die Entwicklungen einer Sprache unterhalb ihrer kulturell überformten Leitvarietät von ihren soziokommunikativen Wurzeln her zu beschreiben und zu erklären. Im Mittelpunkt dieses Forschungsansatzes muss daher die historische Alltagssprache bzw. historische Nähesprache stehen, die allerdings nur in geschriebener Form, etwa über Privatbriefe, zugänglich ist.¹⁶ Das Leitprinzip der Quellensuche ist dabei: „Text should be as close to speech, and especially vernacular styles, as possible“ (SCHNEIDER 2002: 71). In letzter Konsequenz muss das auch heißen, dass die Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen in konzeptioneller Hinsicht vom Kopf auf die Füße zu stellen ist. Welche besondere Rolle das 19. Jh. in dieser Beziehung spielt, will ich in den beiden letzten Abschnitten erläutern.

15) Beispiele wären die vorübergehende Restitution des Dativ-*e* oder die Rückgängigmachung der Entrundung in der Aussprache.

16) Diese Aussage gilt natürlich nur für die Zeit vor der Möglichkeit ihrer audiotecnischen Speicherung. Unberücksichtigt lasse ich hier vorwiegend monologische Textsorten der *oral poetry*, die für unseren Kulturkreis sowieso nur noch einen geringen Stellenwert haben, sowie literarische Bearbeitungen dialogischer Sprache, die unter dem Authentizitätsaspekt problematisch sind.

4. Vom Nutzen einer soziopragmatischen Sprachgeschichte ‚von unten‘ — zwei grammatische Fallbeispiele zum 19. Jahrhundert

Zunächst möchte ich an zwei Beispielen zeigen, inwiefern der Zugang ‚von unten‘ — d. h. von den Texten ‚einfacher Leute‘ und von der Nähesprache her — fruchtbringend für die Grammatikforschung sein kann. Dazu greife ich zwei grammatische Konstruktionen heraus, die in den Sprachgeschichten und den einschlägigen Handbüchern (etwa ADMONI 1990) für das 19. Jh. keine Erwähnung finden. Um genauer zu sein, spielten sie unter dem Gesichtspunkt des grammatischen Aspekts im Deutschen, unter dem ich sie hier behandeln möchte, bisher überhaupt keine Rolle in der Sprachhistoriographie des Deutschen.

Dabei geht es zum einen um die *tun*-Fügung, deren Stigmatisierungsgeschichte bis in die Schulgrammatiken des frühen 19. Jh.s von LANGER (2001) nachgezeichnet wurde. Die *tun*-Fügung war im Frühneuhochdeutschen schriftsprachlich noch in allen Regionen verbreitet (LANGER 2000: 293). VON POLENZ (1994: 263) erwähnt, dass sie zuletzt am Ende des 18. Jh.s in Gebrauch war, und zwar nur in „volkstümlichen Textsorten im Oberdt.“. Danach scheint das auxiliäre *tun* aus der neuhochdeutschen Schriftsprache verschwunden zu sein. Diese Darstellung ist nach meinen eigenen Untersuchungen an Texten des Alltagsdeutschen einfacher Leute aus dem 19. Jh. eindeutig zu korrigieren: Die *tun*-Fügung ist im 19. Jh. allein schon in Briefen von fast einem Drittel der SchreiberInnen mit Volksschulbildung (70 von 244 = ca. 28,7%) direkt nachzuweisen. Die beiden folgenden Briefausschnitte zeigen, dass *tun*-Fügungen einerseits, wie in Bsp. (1), zum Ausdruck des progressiven Aspekts verwendet wurden. Andererseits dienten sie, wie in Beispiel (2), auch zum Ausdruck des habituellen Aspekts:

- (1) Euren Brief habe ich den 30 Oktober Abens richtig erhalten [...] und daraus ersehen daß Sie mit großer Sehnsucht auf einen Brief *hoffen thun*.¹⁷⁾ [Christoph Barthel aus Kirchhagen bei Kassel (nordhess.), 15.08.1847]
- (2) Bruder Jan seine Tochter war auch recht slimm Krank im Monath März daß wir dachten es wurde nicht wieder besser doch sie brauchten den Doctor der *that* mehrere Tage 2 mal den Tag ihn *besuchen* sie wurde auch wieder besser.
[Bernd Farwick aus Neerlage bei Bad Bentheim (westf.), 03.1867]

Die andere Konstruktion, für die ich Beispiele anführen möchte, ist die *am*-Konstruktion. Auch mit ihr lässt sich, wie die Beispiele (3) und (4) zeigen, nicht nur der progressive, sondern auch der habituelle Aspekt im Deutschen ausdrücken:

17) Hervorhebungen durch Kursivsetzungen hier und in den folgenden Textbeispielen von mir, S. E.

- (3) Donnerstag 9 July ist Gerd Schulte Wiekling aus Gildehaus so unvermutet zu Tode gekommen er *war* im einen neüegegrabenen Bierkeller *am Arbeiten* und einen alte~~n~~ Steinere Wand fiel um und traf ihm zu Tode
[Bernd Farwick aus Neerlage bei Bad Bentheim (westf.), 12.07.1868]
- (4) in Navare konten wir vorleufig keine Arbeit kriegen darum musten wir nach Masion, wir *sind* hir im Steinbruch *2am Arbeiten* ich und Goltschmid
[Matthias Dorgathen aus Mühlheim / Ruhr (nfrk.), 15.05.1881]

In meinem Textkorpus lässt sich die *tun*-Fügung noch sehr viel häufiger belegen als die *am*-Konstruktion. Die *tun*-Fügung ist auch weiter verbreitet: Sie lässt sich im gesamten Sprachgebiet nachweisen und ist grundsätzlich auch in allen Dialekten bekannt. Dahingegen war die *am*-Konstruktion im 19. Jh. nach den wenigen Belegen aus meinem Korpus sowie aus dem Korpus einer Arbeit von VAN POTTELBERGE (2004) auf den äußersten Westen bzw. den Südwesten beschränkt. Ihr Vorkommen gerade dort lässt sich — zumindest, was den Westen betrifft — auf Sprachkontakt zurückführen; das Niederländische und das Niederdeutsche haben ähnliche Konstruktionen.

Beide Konstruktionen kommen auch noch im heutigen Deutsch vor. Die *tun*-Fügung wurde — wie ihre Stigmatisierungsgeschichte zeigt — systematisch aus der Schriftsprache herausgedrängt und gilt heute als Nonstandard-Phänomen. In der Alltagssprache (vor allem im Süden des Sprachgebiets) ist sie jedoch nach wie vor lebendig.¹⁸⁾ Auch die aspektuellen Formen kommen im Süden noch häufig in gesprochener Sprache vor (vgl. SCHWITALLA 2006). Die *am*-Konstruktion hat sich dagegen aus einer klar regional begrenzten, nicht-schriftsprachlichen Variante heraus stark ausgebreitet und ist gleichsam in den Standard aufgestiegen, zunächst in die gesprochene, inzwischen aber auch in die geschriebene Standardsprache.¹⁹⁾

Im Vergleich der Entwicklungsgeschichten von *tun*-Fügung und *am*-Konstruktion kann nicht nur die Dynamik grammatischer Entwicklungen der letzten zwei Jahrhunderte anschaulich gemacht werden, sondern auch der Stellenwert der historischen Alltagssprache: Es sieht ganz so aus, als würde durch die *am*-Konstruktion — von einer Region und dem Alltagssprachlichen Register ausge-

18) Das zeigt etwa eine Karte zur Verbreitung der Konjunktiv-II-Form *täte* im Atlas zur deutschen Alltagssprache: http://www.philhist.uni-augsburg.de/de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde_2/f18c/ [7.11.2009]

19) Vgl. den Titel eines Aufsatzes von IMO (2008), in dem er u. a. die *am*-Konstruktion behandelt und mit zwei Karten aus dem Atlas zur deutschen Alltagssprache illustriert (die Karten im Internet: http://www.philhist.uni-augsburg.de/de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada/runde_2/f18a-b/ [7.11.2009]).

hend — allmählich eine grammatische Funktion restituiert, die durch die Stigmatisierung der *tum*-Fügung aus dem Hochdeutschen verdrängt worden war.²⁰⁾ Auslöser aber waren nicht systeminterne Verwerfungen, sondern ein normativer Eingriff ‚von oben‘, nämlich die Stigmatisierung der *tum*-Fügung. Wir haben es hier sowohl mit regulärem als auch mit reguliertem bzw. mit natürlichem wie auch mit normativ beeinflusstem Sprachwandel zu tun. Hätten wir heute nicht einen Einblick in den Gebrauch der historischen Nähesprache, stünden uns vermutlich keine historischen Belege für das 19. Jh. zur Verfügung. Wir könnten dann weder plausibel erklären, wieso es die *tum*-Fügung heute immer noch gibt, noch, woher die *am*-Konstruktion kommt und wie es kommt, dass immer mehr Menschen sie benutzt haben, so dass sie inzwischen zum Standarddeutschen gerechnet wird.

5. Das 19. Jahrhundert als Anfang vom Ende des Mittelneuhochdeutschen

Was sind nun die wichtigen oder gar entscheidenden Entwicklungen, die es rechtfertigen, im 19. Jh. einen Wendepunkt der deutschen Sprachgeschichte zu sehen? Hier muss an allererster Stelle die Massenalphabetisierung genannt werden. Die ‚Demotisierung‘, das ‚Unters-Volk-Kommen‘ der Schrift, wie MAAS (1985) es nannte, setzte schon in der Frühen Neuzeit ein. Doch nie zuvor in der Sprachgeschichte waren so große Teile der Bevölkerung davon ergriffen. Konnte zu Beginn des 19. Jh.s nur etwa die Hälfte der Bevölkerung in den deutschsprachigen Gebieten lesen und schreiben, so waren es am Ende schon fast 100 % (MAAS 2003: 2414). Das ist zweifellos als Erfolg der Schulpolitik des 19. Jh.s zu verbuchen, insbesondere aber ist es ein „Triumph der deutschen Volksschulen“ (CHERUBIM 1998: 67). Was das für die deutsche Sprachgeschichte bedeutet, hat GROSSE eindrücklich so formuliert:

Man kann es sich gar nicht deutlich genug machen, daß nach einer eintausendeinhundertjährigen Geschichte deutschsprachiger Texte erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die gesamte Sprechgemeinschaft in der Lage ist, an der deutschen Schriftsprache aktiv und passiv als Schreiber und Leser teilzunehmen. (GROSSE et al. 1989: 12)

20) Sicherlich war die *am*-Konstruktion in neuester Zeit ebenfalls Stigmatisierungen unterworfen. Allerdings ist sie gewissermaßen zu ‚jung‘, als dass ihre Verwendung ins Visier präskriptiver Schulgrammatiker hätte geraten können. Ein Indiz dafür, dass sie nicht im Blickfeld der Normierer lag, mag man darin sehen, dass in einer kleinen Schrift über „Niederrheinische Provinzialismen“, die der Aachener Gymnasiallehrer MÜLLER (1830) veröffentlichte, zwar eine andere syntaktische Progressiv-Form, nämlich Formulierungen des Typs *wir sitzen schon lange auf dich zu warten* genannt wird, auffälligerweise aber nicht die *am*-Konstruktion.

Und die Menschen machten Gebrauch von der Schrift — zum einen passiv, indem sie lasen. Lesen war keine nur einer kleinen Elite vorbehaltene Geheimwissenschaft mehr. Zudem ist das 19. Jh. das Jahrhundert der enormen Ausbreitung gedruckter Texte, mit denen die alphabetisierte Bevölkerung ihren Lesehunger stillte und die sich ausbildende Standardvarietät — in schriftlicher und laut gelesener Form — kennenlernte. Es begannen auch einfache Leute zu schreiben, denn es kamen im 19. Jh. verschiedene neue Schreibanlässe hinzu: Arbeitsmigration, Auswanderung und Kriege bewegten in einem bisher nie dagewesenen Ausmaß Menschen, denen ansonsten für ihre private Kommunikation das Gespräch (meist in ihrem Heimatdialekt) genügte, dazu zu schreiben, insbesondere Briefe. Nie zuvor hatten Menschen aus allen Bevölkerungsschichten derart häufig auch tatsächlich zur Feder gegriffen. Dies war wiederum kein spezifisches Phänomen in den deutschsprachigen Ländern: So sind in einem Sonderheft der Zeitschrift „Multilingua“ sechs Studien zu „Lower Class Language Use in the 19th Century“ in Deutschland, England, Flandern, Dänemark, Finnland und dem französischsprachigen Kanada versammelt (VANDENBUSSCHE / ELSPAß 2007). Weitere Studien, u. a. aus Schottland, den Niederlanden, Norwegen, Ungarn, Galizien und Luxemburg, finden sich in dem Band „Germanic Language Histories ‚from Below‘ (1700–2000)“ (ELSPAß et al. 2007).

Die zweite wichtige Entwicklung, die mit der Verbreitung der Schrift und der Schriftsprache zusammenhängt, ist etwas, was oben im Zusammenhang mit dem Stichwort ‚Diglossie‘ anklang: Im Spannungsfeld zwischen geschriebener Schriftsprache und gesprochenem Dialekt bildeten sich neue Varietäten heraus, nämlich so genannte ‚regionale Umgangssprachen‘ (teilweise auch als ‚Regiolekte‘ bezeichnet), die zum einen mehr dialektnah, zum anderen mehr an der Schriftsprache orientiert sein können (vgl. die Übersicht in KÖNIG 2007: 134f.) und Merkmale der einen wie der anderen Varietät, zum Teil aber auch Merkmale enthalten, die mit keinem der Bezugsvarietäten übereinstimmen (vgl. MIHM 2000: 2108ff.). Darüber hinaus werden die Menschen, die im 19. Jh. lesen und schreiben gelernt hatten, in Ansätzen auch die Schriftsprache gesprochen haben, selbst wenn sie sie nicht regelmäßig verwendeten (vgl. die heutige Situation in der deutschsprachigen Schweiz). Denn dass man in der Schule die Schriftsprache schreiben und lesen gelernt, jedoch niemals gesprochen hätte, wäre ziemlich unwahrscheinlich. Man hörte Schriftsprache, wenn in der Kirche gepredigt oder etwas in der Öffentlichkeit ‚ver-laut-bart‘ wurde; und man sprach sie vor sich hin, wenn man las, denn stilles Lesen war noch nicht verbreitete Praxis. — Kurzum: Im 19. Jh. setzten massive Veränderungen des Varietätengefüges in der gesprochenen Sprache ein, die allein schon für die Geschichte des gesprochenen Deutsch einen klaren Wendepunkt darstellten. Die Dialekte blieben nicht mehr selbstverständlich und unangefochten die Alltagssprache für die Bevölkerung. Zwischen Dia-

lekte und Schriftsprache drängten sich neue gesprochene Varietäten, nämlich die ‚regionalen Umgangssprachen‘, die schließlich — in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s — weitgehend die Rolle der Dialekte übernahmen (vgl. MIHM 2000).

Die Alphabetisierung der Bevölkerung und die damit zusammenhängenden Veränderungen des Varietätengefüges sind jedenfalls Aspekte, die das 19. Jh. nicht als Ausläufer der Standardisierungsgeschichte des Deutschen, sondern erst als ihren eigentlichen Kulminationspunkt erscheinen lassen. Ich habe das in ELSPAß (2005) näher ausgeführt und will dies deshalb hier nur kurz andeuten: Bisher orientierten sich Modelle der Standardisierung des Deutschen an dem spezifischen Begriff von Standardsprache, wie ihn etwa BESCH in seinen Arbeiten aufgezeigt hat (z. B. BESCH 2003). Es gibt aber auch andere Definitionen von Standard, wie etwa die von HAUGEN, die das Akzeptanz-Kriterium ins Zentrum seiner Definition rückt:

„Any vernacular (language or dialect) may be ‘standardized’ by being given a uniform and consistent norm of writing that is widely accepted by its speakers. It may then be referred to as a ‘standard’ language.“ (HAUGEN 1994, 4340)

Wenn man sich nun auf HAUGENS Standardbegriff stützt,²¹⁾ dann kann man behaupten, dass die Mehrheit der Sprecher des Deutschen erst dann die Schriftsprache als Standardsprache akzeptieren konnten, als sie selbst Zugang zu ihr hatten — und das war erst in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s der Fall.

Nebenbei sei bemerkt — doch das ist ein eigenes Kapitel der Sprachgebrauchsgeschichte —, dass überhaupt erst im 19. Jh. das Deutsche in allen Regionen durchgesetzt wurde, in denen heute deutsch gesprochen und geschrieben wird. So wurde in meiner eigenen Heimatregion, dem Niederrhein, das Niederländische als Schriftsprache erst in der 2. Hälfte des 19. Jh.s durch das Deutsche abgelöst, und zwar durch eine rigide Eindeutschungspolitik seitens der preußischen Behörden (CORNELISSEN 1986); die niederfränkischen Dialekte waren sogar bis in die 2. Hälfte des 20. Jh.s übliche Alltagssprache (vgl. VON POLENZ 1999: Kap. 6.4.1 für weitere Fallbeispiele).

Von solchen regionalen Sonderfällen abgesehen, sind es aber vor allem drei miteinander verwobene Faktoren, die das 19. Jh. als Wendepunkt in der Geschichte des Deutschen erscheinen lassen:

- (1) die Massenalphabetisierung und damit die Verbreitung der Schriftsprache in der Mehrheit der Bevölkerung,

21) Wie jetzt auch BESCH in BESCH / WOLF (2009: 259).

- (2) die grundstürzenden Veränderungen des Varietätenspektrums und
- (3) der eigentliche Abschluss der Standardisierung des Schriftdeutschen am Ende dieses Jahrhunderts durch eine weitgehende Kodifizierung der Schriftsprache: Nicht das 18. Jh., wie es in älteren Modellen erscheint, sondern erst das 19. Jh. ist das Jahrhundert der Standardisierung des Schriftdeutschen.

Die letzten beiden Faktoren leiteten die Entwicklungen ein, die im 20. Jh. schließlich dazu führten, dass die gesprochene Sprache nicht mehr von den Dialekten dominiert wurde (die Dialekte verloren sogar ihren Status als erste Sprache, d. h. als Muttersprache der Bevölkerungsmehrheit) und dass die Standardsprache nicht nur in geschriebener, sondern auch in gesprochener Form für alle Mitglieder der Sprachbevölkerung zugänglich wurde. Damit erst endeten in der gesprochenen Sprache die mittelalterlichen Verhältnisse — und zwar Jahrhunderte später als in der geschriebenen Sprache. Die Veränderungen in der Mitte des 20. Jh.s waren ihrerseits so einschneidend, dass ich in ELSPAß (2008) dafür plädiert habe, um ca. 1950 den Beginn einer neuen sprachgeschichtlichen Epoche zu sehen und die Periode von ca. 1650 bis ca. 1950 als ‚Mittelneuhochdeutsch‘ zu bezeichnen. Die Entwicklungen im 19. Jh. markieren hierfür den entscheidenden Wendepunkt; sie können also, so gesehen, mit Fug und Recht als Anfang vom Ende des Mittelneuhochdeutschen gesehen werden.

Literatur

- ADMONI, WLADIMIR (1990): *Historische Syntax des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- ÁGEL, VILMOS (2001): *Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbalkomplex*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 29, 293–318.
- ÁGEL, VILMOS (2003): *Prinzipien der Grammatik*. In: LOBENSTEIN-REICHMANN, ANJA / OSKAR REICHMANN (Hgg.): *Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen*. Tübingen: Niemeyer. 1–46.
- ÁGEL, VILMOS / MATHILDE HENNIG (Hgg.) (2006): *Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten 1650–2000*. Tübingen: Niemeyer.
- BACH, ADOLF (1970): *Geschichte der deutschen Sprache*. 9., durchges. Aufl. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- BESCH, WERNER (1988): *Standardisierungsprozesse im deutschen Sprachraum*. In: *Sociolinguistica* 2, 186–208.
- BESCH, WERNER (Hg.) (1990): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven*. Festschrift für JOHANNES ERBEN zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang.
- BESCH, WERNER (1993): *Regionalität — Überregionalität. Sprachlicher Wandel zu Beginn der Neuzeit. Mit 9 Karten*. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 57, 114–136.
- BESCH, WERNER (2003): *Entstehung und Ausformung der nhd. Schriftsprache / Standardspra-*

- che. In: HSK 2.3 (2003), 2252–2296.
- BESCH, WERNER (2007): ‚Vertikalisierung‘ und ‚Leitvarietät‘. Terminologie-Probleme im Blick auf die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 126, 411–419.
- BESCH, WERNER / NORBERT RICHARD WOLF (2009): *Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte — Zeitstufen — Linguistische Studien*. Berlin: Schmidt.
- CHERUBIM, DIETER (1998): Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts. In: KÄMPER, HEIDRUN / HARTMUT SCHMIDT (Hgg.): *Das 20. Jahrhundert: Spachgeschichte — Zeitgeschichte (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1997)*. Berlin / New York: de Gruyter. 59–85.
- CHERUBIM, DIETER / KLAUS J. MATTHEIER (Hgg.) (1989): *Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert*. Berlin / New York: de Gruyter.
- CHERUBIM, DIETER / SIEGFRIED GROSSE / KLAUS J. MATTHEIER (Hgg.) (1998): *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Berlin / New York: de Gruyter.
- CHERUBIM, DIETER / KARLHEINZ JAKOB / ANGELIKA LINKE (Hgg.) (2002): *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*. Berlin / New York: de Gruyter.
- CORNELISSEN, GEORG (1986): *Das Niederländische im preußischen Gelderland und seine Ablösung durch das Deutsche. Untersuchungen zur niederrheinischen Sprachgeschichte der Jahre 1770 bis 1870*. Bonn: Röhrscheid.
- COULMAS, FLORIAN (1985): *Sprache und Staat. Studien zur Sprachplanung*. Berlin / New York: de Gruyter.
- DWB (1854ff.) = *Deutsches Wörterbuch*. Von JACOB GRIMM und WILHELM GRIMM. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854–1971.
- EGGERS, HANS (1986): *Deutsche Sprachgeschichte. Überarb. u. erg. Neuauf. Bd. I: Das Althochdeutsche und das Mittelhochdeutsche. Bd. II: Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche*. Reinbek: Rowohlt.
- ELSPAB, STEPHAN (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- ELSPAB, STEPHAN (2008): Vom Mittelneuhochdeutschen (bis ca. 1950) zum Gegenwartsdeutsch. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 75, 1–20.
- ELSPAB, STEPHAN (i.V.): *Written and Oral Sources: Private Letters and Diaries*. In: HERNÁNDEZ-CAMPOY, JUAN MANUEL (Hg.): *The Handbook of Historical Sociolinguistics*. Oxford: Wiley-Blackwell.
- ELSPAB, STEPHAN / NILS LANGER / JOACHIM SCHARLOTH / WIM VANDENBUSSCHE (Hgg.): *Germanic language histories ‘from below’ (1700–2000)*. Berlin / New York: de Gruyter 2007.
- GARDT, ANDREAS / KLAUS J. MATTHEIER / OSKAR REICHMANN (Hgg.) (1995): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen: Niemeyer.
- GROSSE, SIEGFRIED (1998): Morphologische und syntaktisch-stilistische Eigentümlichkeiten in deutschen Texten aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. In: CHERUBIM / GROSSE / MATTHEIER (1998), 444–456.
- GROSSE, SIEGFRIED et al. (1989): „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäf-

- tigung“. Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Bonn: Dietz.
- HAUGEN, EINAR (1994): Standardization. In: ASHER, R. E. (Hg.): *The Encyclopedia of Language and Linguistics*. 12 Bde. Oxford [u. a.]: Pergamon Press. Bd. VIII, 4340–4342.
- HERMANS, FRITZ (2001): Neue deutsche Sprachgeschichte. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 48, H. 4, 572–600.
- HSK 2.1/2/3 = BESCH, WERNER et al. (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. 1 (1998), Bd. 2 (2000), Bd. 3 (2003). Berlin / New York: de Gruyter. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 2.1/2/3)
- IMO, WOLFGANG (2008): Wenn mündliche Syntax zum schriftlichen Standard wird: Konsequenzen für den Normbegriff im Deutschunterricht. In: DENKLER, MARKUS et al. (Hgg.): *Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen*. Münster: Aschendorff. 153–179.
- KELLER, RUDI (1994): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 2., überarb. u. erw. Aufl. Tübingen [u. a.]: Francke.
- KLUGE, FRIEDRICH (1920): *Deutsche Sprachgeschichte: Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*. Leipzig: Quelle & Meyer.
- KOCH, PETER / WULF OESTERREICHER (1985): *Sprache der Nähe — Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- KOCH, PETER / WULF OESTERREICHER (1994): *Schriftlichkeit und Sprache*. In: Günther, Hartmut / Otto Ludwig (Hgg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung* [= HSK 10.1]. 1. Halbbd. Berlin / New York: de Gruyter. 587–604.
- KOCH, PETER / WULF OESTERREICHER (2007): *Schriftlichkeit und kommunikative Distanz*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 35, 346–375.
- KÖNIG, WERNER (2007): *dtv-Atlas Deutsche Sprache*. 16. Aufl. München: dtv.
- KONOPKA, MAREK (1996): *Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert*. Tübingen.
- LANGER, NILS (2001): *Linguistic Purism in Action. How auxiliary *tun* was stigmatized in Early New High German*. Berlin / New York.
- LINKE, ANGELIKA (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart [u. a.]: Metzler.
- MAAS, UTZ (1985): *Lesen — Schreiben — Schrift. Die Demotisierung eines professionellen Arkanums im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 59, 55–81.
- MAAS, UTZ (2003): *Alphabetisierung. Zur Entwicklung der schriftkulturellen Verhältnisse in bildungs- und sozialgeschichtlicher Perspektive*. In: HSK 2.3, 2403–2418.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1994): *Die rheinische Sprachgeschichte und der „Maikäfer“*. In: NIKOLAY-PANTER, MARLENE / WILHELM JANSSEN / WOLFGANG HERBORN (Hgg.) (1994): *Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande. Regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven. Georg Droege zum Gedenken*. Köln [u. a.]: Böhlau. 534–561.
- MATTHEIER, KLAUS J. (2003): *German*. In: DEUMERT, ANA / WIM VANDENBUSSCHE (Hgg.): *Germanic Standardizations. Past to Present*. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins. 211–244.

- MIHM, AREND (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: HSK 2.2, 2107–2137.
- MOSEER, HUGO (1969): Deutsche Sprachgeschichte. Mit einer Einführung in die Fragen der Sprachbetrachtung. 6., überarb. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- MÜLLER, JOSEPH (1838): Niederrheinische Provinzialismen. Eine Abhandlung. Aachen [u. a.]: Mayer.
- VON POLENZ, PETER (1989): Das 19. Jahrhundert als sprachgeschichtliches Periodisierungsproblem. In: CHERUBIM, DIETER / KLAUS J. MATTHEIER (Hg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Berlin / New York: de Gruyter, 11–30.
- VON POLENZ, PETER (2000/1994/1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. I [2000]: Einführung — Grundbegriffe — 14. bis 16. Jahrhundert. 2., überarb. u. erg. Aufl. Bd. II [1994]: 17. und 18. Jahrhundert. Bd. III [1999]: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin / New York: de Gruyter. [1. Aufl. 1991]
- POTTELBERGE, JEROEN VAN (2004): Der *am*-Progressiv. Struktur und parallele Entwicklungen in den kontinentalgermanischen Sprachen. Tübingen: Narr.
- REICHMANN, OSKAR (2001): Nationale und europäische Sprachgeschichtsschreibung. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 48. 4, 530–537.
- REICHMANN, OSKAR (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: BERTHELE, RAPHAEL et al. (Hgg.) (2003): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin / New York: de Gruyter. 29–56.
- RUSS, CHARLES V. J. (1992): Informal Sources in the History of English and German. In: TRACY, ROSEMARIE (Hg.): Who Climbs the Grammar-Tree. Tübingen: Niemeyer. 107–116.
- RUSS, CHARLES V. J. (1998): Die Sprache von Schillers Mutter in ihren Briefen. Ein Beitrag zur Sprachgeschichte im Südwesten Deutschlands im späten 18. Jahrhundert. In: ERNST, PETER / FRANZ PATOCKA (Hgg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien: Praesens. 643–650.
- RUSS, CHARLES V. J. (2002): Mundart und Schriftsprache in den Briefen von Schillers Mutter. In: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. „Zeitenwende — Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“. Hg. von PETER WIESINGER, unter Mitarbeit von HANS DERKITS. Bd. 3: Aufgaben einer zukünftigen Sprachgeschichtsforschung, betreut von NORBERT RICHARD WOLF / ANNE BETTEN / FRÉDÉRIC HARTWEG [...]. Bern [u. a.]: Lang. 305–311.
- SCHERER, WILHELM ([1890] 2001): Epochen der deutschen Sprachgeschichte. In: ROELCKE (2001), 103–110. [Zuerst in: SCHERER, WILHELM: Zur Geschichte der deutschen Sprache. 2. Ausg. Neuer Abdruck. Berlin: Weidmann, 1890.]
- SCHIKORSKY, ISA (1990): Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert: Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens „kleiner Leute“. Tübingen: Niemeyer.
- SCHILDT, JOACHIM (1990): Zur Rolle von Texten / Textsorten bei der Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: BESCH (1990), 415–420.
- SCHMID, HANS ULRICH (2009): Einführung in die deutsche Sprachgeschichte. Mit 32 Abbildungen und Grafiken. Stuttgart [u. a.]: Metzler
- SCHMIDT, HARTMUT (2002): Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: ÄGEL, VILMOS et al. (Hgg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift

- für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer. 321–342.
- SCHNEIDER, EDGAR W. (2002): Investigating Variation and Change in Written Documents. In: CHAMBERS, J. K. / TRUDGILL, PETER / SCHILLING-ESTES, NATALIE (Hgg.) (2002): *The Handbook of Language Variation and Change*. Malden, Mass.: Blackwell. 6–96.
- SCHWITALLA, JOHANNES (2006): Kommunikative Funktionen von *tun* als Hilfsverb. In: GÜNTHER, SUSANNE / WOLFGANG IMO (Hgg.): *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin / New York: de Gruyter 127–151.
- SHIMIZU, AKIRA (2001): Philologie und Volk bei Jacob Grimm. In: *Hitotsubashi Journal of Arts and Sciences* 42, 31–40.
- TAKADA, HIROYUKI (1998): Grammatik und Sprachwirklichkeit von 1640–1700. Zur Rolle deutscher Grammatiker im schriftsprachlichen Ausgleichsprozess. Tübingen: Niemeyer.
- TIMM, ERIKA (1986): Das Jiddische als Kontrastsprache bei der Erforschung des Frühneuhochdeutschen. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 14, 1–22.
- VAN DER WAL, MARIJKE (2006): *Onvoltooid verleden tijd. Witte vlekken in de taalgeschiedenis*. Amsterdam: Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen.
- VANDENBUSSCHE, WIM / STEPHAN ELSPAß (Hgg.): *Lower Class Language Use in the 19th Century*. Special issue of *Multilingua. Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication* 26–2/3 (2007).
- WATTS, RICHARD / PETER TRUDGILL (Hgg.) (2002): *Alternative Histories of English*. London / New York: Routledge.
- WEINREICH, URIEL / WILLIAM LABOV / MARVIN I. HERZOG (1968): Empirical foundations for a theory of language change. In: LEHMANN, WINFRED P. / YAKOV MALKIEL (Hgg.): *Directions for historical linguistics*. Austin: University of Texas Press. 97–195.
- WIESINGER, PETER (1990): Zur Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte aus regionaler Sicht. In: BESCH (1990), 403–414.
- WŁCZEK, REINHARD (2004): Verstehen unsere Schüler noch die Klassiker? Über die schulische Literaturdebatte und ihre beklemmenden Hintergründe. In: *Der Deutschunterricht* 56.6. 91–94.
- WOLFF, GERHART (2004): *Deutsche Sprachgeschichte. Ein Studienbuch*. 5., überarb. und aktual. Aufl. Tübingen [u. a.]: Francke.